

## Freiherr vom und zum Stein.

In dem Binnenhofe des Minoritenklosters zu Soest, der umgeben ist von alten, eisenbeschlagenen Kreuzgängen und überragt von der gewaltigen Mauer der Klosterkirche, ist vor einigen Jahren ein Denkstein errichtet — ein Denkstein für den Freiherrn v. Stein. Der Generalsuperintendent Klingemann von Koblenz war dazu vom Rhein her gekommen; er hielt die Festrede. Da mag man wohl fragen: was hat der freiheitsstolze, leidenschaftliche deutsche Freiherr, dessen weithin bekannte Verdienste um die Neugründung Preußens, Deutschlands doch nur auf politischem Gebiete zu liegen scheinen, mit der Stiftung des asketischen Schwärmers von Assisi zu tun, der Vaterhaus und -stadt und -land für nichts achtete gegen den Himmel? Beide Männer sind allerdings verschieden — so verschieden, wie immer nur Menschen sein können — und doch steht jener Denkstein für den Freiherrn mit Recht in einem Klostergarten, der einem nach Franz von Assisi sich nennenden Orden zugehörte. Darüber soll das folgende Auskunft geben.

Stein ist auf der rheinfränkischen Burg seines uralten Geschlechts am 26. Oktober 1757 — die Inschrift seines Grabsteines sagt fälschlich am 27. Oktober<sup>1)</sup> — geboren. Über seine Entwicklung, seine politische Bedeutung, seine kurze und doch für Preußen entscheidende Stellung als erster Minister an der Seite Friedrich Wilhelms III. ist hier nicht zu reden. Zweierlei ist hier an ihm hervorzuheben, zwei Fragen sind zu beantworten. Zuerst — wie kommt jener Denkstein gerade auf westfälischen Boden?

Stein kam im Februar 1784 als preußischer Beamter nach Wetter an der Ruhr, die Leitung der westfälischen Bergämter zu übernehmen. Bald gewann er Land und Leute lieb. Das schöne

<sup>1)</sup> Perz, Leben Steins II, 882.

Ruhrthal, in den Schoß der waldbedeckten Berge tief eingebettet, durchflossen von dem rasch strömenden Fluß, der hier noch ganz die Art des Bergstroms hat, — die treuen, kräftigen, betriebsamen Bewohner, Märker von altem Schrot und Korn, mit ihrer unverfälschten Gottesfurcht, mit ihrer loyalen Anhänglichkeit an ihr hohenzollernsches Königshaus, dessen größter Sohn noch als Greis die Krone trug — sie taten's ihm von vornherein an. Er freute sich ihrer mit jener leidenschaftlichen Liebe, die er zeitlebens für das Echte hatte. Als ihn später einmal Bischof Eylert fragte, wo er sich am wohlsten gefühlt habe, nannte er Wetter und bekannte: „ein Stachel der Sehnsucht dahin ist mir geblieben, ich hänge daran mit Liebe“. <sup>1)</sup>

Was ihn in der Mark besonders sympathisch berührte — ihn, der allezeit seine männliche Selbständigkeit zu wahren wußte —, das war eben dieselbe männliche Art und der Geist selbständiger Unabhängigkeit, der sich in allen Einrichtungen des Landes ausdrückte. <sup>2)</sup> Die Gemeinden berieten ihre Angelegenheiten auf regelmäßigen Erbentagen, die Landesgeschäfte wurden von den Ständen, Adel und Städten, auf den Kleve-Märkischen Landtagen in Gegenwart eines königlichen Bevollmächtigten verhandelt; die Bauerschaftsvorsteher wurden von den Bauern, andere Beamte von den Beerbten oder dem Adel gewählt. Bei allen Eingefessenen war durch dieses freie Mitraten ein Gefühl der Selbstverantwortlichkeit und ein lebendiger Gemeingeist und rege Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten vorhanden. Das zeigte sich auch auf kirchlichem Gebiete. Hatten einst die Kirchengemeinden der Mark in freier Entschließung, ohne alle Beeinflussung von oben, ja im Gegensatz zu solcher Beeinflussung für die Reformation sich entschieden, so war ihnen damit in den meisten Gemeinden, denen bisher von geistlichen Stiftern ihre Geistlichen gesetzt waren, nicht nur die freie Pfarrwahl zugefallen, sondern überhaupt Recht und Pflicht für ihre kirchlichen Angelegenheiten und Bedürfnisse selbst zu sorgen. Hätten sie sich versagt, so war niemand da, der für ihr Kirchenwesen sorgte. Die presbyterial-synodale Verfassung mußte dem Laienelement eine selbständige Stellung einräumen und bewährte sich durch die Jahrhunderte. Stein hat noch 1821 <sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Perz, Leben Steins I, 14 f. — <sup>2)</sup> I, 15. — <sup>3)</sup> II, 495.

auf dieses „Mitwirken in öffentlichen Angelegenheiten, woran die Einwohner dieses Landes seit dem grauen Altertum gewöhnt waren“ hingewiesen und davor gewarnt, der Bevölkerung diese Mitbeteiligung zu nehmen, wodurch sie nur zu einer „dumpfen Masse“ ohne „lebendigen Gemeingeist“ werde. Er wiederholt diese Warnung 1828: <sup>1)</sup> „Die Teilnahme an den Angelegenheiten des Ganzen ist der sicherste Weg zur Vollendung der geistigen und sittlichen Entwicklung eines Volkes. Sie entrückt den Menschen den engen Schranken der Selbstsucht, versetzt ihn in das edle Gebiet des Gesamtwohls, und an die Stelle des Strebens nach Genuß und Gewinn, des starren Hinbrütens der Faulheit, des Versinkens in Gemeinheit tritt ernste Anwendung des Geistes, Willens und Vermögens auf das dem Vaterlande Gemeinnützige und das wahrhaft Wissenswürdige, und es entwickelt sich durch selbständiges freisinniges Handeln bei dem Einzelnen und der Gesamtheit eine Energie des Geistes und Willens, die eine reiche Quelle des Edlen und Großen ist.“ Stein glaubte ein Beispiel davon noch in späteren Jahren, als er auf seinem Schlosse zu Kappenberg saß, vor Augen zu haben: <sup>2)</sup> „Den südlichen Anwohner der Lippe (den Märker) findet man frühmorgens bei Sonnenaufgang auf seinem Felde beschäftigt, während der Münsterländer in aller Gemächlichkeit erst einige Stunden später erscheint“.

Solchem Gemeinsinn kann die Liebe zum Vaterlande nicht fremd sein, das sich in der Person des Königs darstellt. Daher war in der Mark immer ein besonders warmes Gefühl der Anhänglichkeit an den König, und es ist ein Märker, ein Soester, der uns das Königslied „Vater, kröne du mit Segen“ schenkte. Daher auch jenes merkwürdige, uralte Volksfest in Altena, das seit der Anwesenheit des Königs 1788 „Friedrich-Wilhelmsfest“ hieß. Es war nicht bloß ein gewöhnliches Schützenfest, wie es sich in vielen Städten fand und findet. Es war mit ihm ein Gericht verbunden, dessen Richter aus den Offizieren und Schöffen, einem Abgeordneten der Obrigkeit und einem Geistlichen bestanden: es befand über die Sittlichkeit und Unbescholtenheit der Teilnehmer und schloß alle aus, die irgend eines Verbrechens, auch der Untreue gegen König und Vaterland überwiesen waren. Stein

<sup>1)</sup> Pertz II, 692. — <sup>2)</sup> I, 15.

wurde 1791 als Ehrenmitglied aufgenommen.<sup>1)</sup> Freute sich Stein an der „ohnbedingten Treue und Liebe zu König und Monarchie“ in den alten Teilen der Provinz, so schob er die Schuld an den entgegengesetzten Empfindungen im Münsterland wenigstens zum Teil auf die ungeschickten Maßregeln des Ministeriums Altenstein.<sup>2)</sup>

In einem solchen Lande und unter Leuten solcher Art wirken zu können, war für Stein eine Lust. Er hat hier dauernde Spuren seiner Tätigkeit hinterlassen. Ein solches Denkmal seines Wirkens ist unter anderm die Schiffbarmachung der Ruhr.<sup>3)</sup> Er beabsichtigte, dadurch die Kohlenbergwerke der Mark mit dem Klevischen, dem Rhein und Holland in Verbindung zu bringen und eine Erweiterung des Kohlenabfahes herbeizuführen. Ebenso begann er den Bau von Kunststraßen in der Mark, deren Wege ebenso wie die des übrigen Westfalens in der Welt verrufen waren. Für seine unausgesetzt auf Hebung des Landes gerichtete Tätigkeit sagten ihm Deputierte des Kreises, der Stadt und der Fabriken 1795 in einer Adresse ihren Dank. Die Adresse schloß mit den Worten: „Sorgen Sie für unser Volk, das so ganz auf Sie trauet. Mit einer Verehrung, die nicht größer sein kann, sind wir usw.“<sup>4)</sup> Im Jahre 1802 wurde Stein Oberpräsident aller westfälischen Kammern und damit über ein Gebiet von 182 Quadratmeilen mit 500 000 Einwohnern.<sup>5)</sup>

So war Stein der rechte Mann, auch die Einverleibung des Münsterlandes 1802 durchzuführen. Zwar war hier manches anders als in der Mark. Man hatte hier infolge der guten Regierung unter Fürstenberg ein starkes Selbstgefühl. Daher der nicht ausbleibende nachbarliche Spott, der aber nicht böse gemeint war: „Der Münsterische Mops trägt den Kopf hoch.“<sup>6)</sup> Aber Stein fand auch allerlei zu tadeln. Er sagte einmal: „Die Hannoveraner sind die Chinesen Deutschlands oder die protestantischen Münsterländer.“<sup>7)</sup> Später schlug er auch hier Wurzeln. 1804 kam er als Finanzminister nach Berlin.<sup>8)</sup> Und als es sich für ihn 1816 darum handelte, einen Ruhesitz zu gewinnen, da gab er das fern im Osten liegende Birnbaum auf und siedelte sich in Kappenberg an, das noch im Münsterlande,

<sup>1)</sup> Pertz I, 16. — <sup>2)</sup> II, 825 f. — <sup>3)</sup> I, 44. — <sup>4)</sup> I, 89.

<sup>5)</sup> I, 90. — <sup>6)</sup> I, S. 118. — <sup>7)</sup> II, 6—700. — <sup>8)</sup> I, 131.

aber dicht an der märkischen Grenze liegt. Am 20. August 1816 fand die vorläufige Übergabe an Stein statt und am 1. Juli 1818 die endgültige.<sup>1)</sup> Kappenberg war eine alte Prämonstratenserabtei, aber stark verwahrlost. Hier fand seine Schaffensfreudigkeit ein weites Gebiet. Zu Kappenberg gehörte auch die im Märkischen an der Ruhr liegende alte Abtei desselben Ordens, Scheda, als deren Besitzer er also in der Mark selbst angesessen war.<sup>2)</sup>

So war Stein von 1816 an mitten im Herzen Westfalens und zwar an einem seiner schönsten Punkte angesiedelt. Kappenberg liegt auf einem Höhenzuge, der im Norden die Lippe begleitet. Man schaut von hier weithin über Wiesen und Felder und dunkle Buchen- und Eichenwälder. Vom linken Lippeufer grüßt ein bewaldeter Höhenzug herüber. Er trägt die vor kurzem wieder aufgedeckten Trümmer eines römischen Lagers (Oberaden). Weiterhin liegt Lünen und über Lünen und Dortmund erhebt sich der langgestreckte Höhenzug der Haar, an der der Hellweg sich hinzieht, — jene wahrscheinlich schon von Karl dem Großen gebaute Straße, die aber möglicherweise bis in das grauste Altertum hinabreicht.

Kappenberg war einst durch Gottfried v. Kappenberg aus einer Dynastenburg zum Kloster gemacht. Unter der mächtigen Einwirkung des heil. Norbert hatte er auf seine Ehe verzichtet, die „Welt“ verlassen und war Mönch geworden.

Das Kloster besaß noch eine silberne Schüssel, die Friedrich Barbarossa dem Sohne eines Grafen von Kappenberg, seinem Paten — es war der Klosterstifter Gottfried — als Taufgeschenk verehrt hatte. Stein überkam sie und Arndt<sup>3)</sup> erzählt von ihr.

Als 1826 der erste westfälische Landtag sich versammelte, konnte der Oberpräsident v. Vincke ihm die Mitteilung machen, daß der König den „ehrwürdigen Mann“ zum Landtagsmarschall bestimmt habe, der zwar „kein Eingeborner dieser Provinz“ sei, aber — „was noch mehr gilt, durch innere Anhänglichkeit, durch Achtung und Liebe für ihre Bewohner aus freier Wahl der ihrige geworden ist“. Stein rühmte in seiner Antwort die Leute der Roten Erde, die mit ihrem „ernsten, tiefen Gemüt, ruhiger Be-

<sup>1)</sup> Pertz II, 327. 329. 348 f. — <sup>2)</sup> II, 653.

<sup>3)</sup> Wanderungen S. 228 und 262.

sonnenheit, frommem Sinn mehr als jeder andre mir bekannte Volksstamm der alten Sitte treu bleiben".<sup>1)</sup>

Es schadete Stein nichts an seiner Volkstümlichkeit in Westfalen, wenn er gerade in diesen Landtagsverhandlungen eine vollendete Deutlichkeit bewies, die zart besaitete Gemüter vielleicht als Grobheit hätten empfinden können. Einer der Abgeordneten, ein Gastwirt aus Unna, bei dem Stein einzukehren pflegte, wenn er sich dort aufhielt, fragte Stein, was er auf dem Landtage zu tun habe. Der antwortete: „Sich hinsetzen und hören, was klügere Menschen sagen“. Derselbe Gastwirt überreichte ihm eines Tages eine lange Bittschrift von Stahlinteressenten. Stein fragt ihn: „Was ist Stahl, wozu braucht man Stahl?“ Jener erwidert: „Ich weiß es nicht“. Da reißt Stein die Schrift mitten durch mit den Worten: „Künftig überreichen Sie nur Petitionen über Dinge, die Sie verstehen!“<sup>2)</sup>

Ein anderer Abgeordneter bittet einen schriftlichen Vortrag halten zu dürfen. Der Marschall: „Meinetwegen, aber kurz, wenn ich bitten darf“. Der Abgeordnete: „Ich werde mich bemühen, möglichst kurz zu sein“. Der Marschall: „Und dann etwas Gescheutes. Bis jetzt habe ich nichts als dummes Zeug von Ihnen gehört“. Der Abgeordnete: „Ich bedaure sehr, mit E. E. nicht immer einer Meinung sein zu können“. Der Marschall: „Nein, nein, wir haben nichts miteinander gemein als Essen und Trinken“.<sup>3)</sup>

Mit gleicher Deutlichkeit verfuhr Stein aber gegen alle Mitglieder der Versammlung, auch gegen den Oberpräsidenten v. Vincke, den er sonst hochschätzte. Der aber ließ sich den „ebenso anmaßenden als rücksichtslosen Ton“ nicht gefallen. Und Stein nahm keinen Anstand, zu gestehen, daß er sich „zu hart ausgedrückt habe“ und reichte die Hand zur Versöhnung.<sup>4)</sup>

Auch seinen Freunden wußte Stein seine neue Heimat zu rühmen. Es war nur ein Echo zu Steins Worten, wenn Niebuhr 1824 schrieb: „Ich möchte wohl in der Grafschaft Mark wohnen, die mein ganzes Herz gewonnen hat“.<sup>5)</sup> Stein selbst aber faßte seine Empfindungen gegen seine alte und neue Heimat zusammen in das Wort:<sup>6)</sup> „Westfalen ist mir teuer . . . mich drückt in

1) Perz II, 620. — 2) II, 620. — 3) II, 816.

4) II, 650. 651. 677 f. 688. — 5) II, 555. — 6) II, 489.

Nassau das Gefühl, daß ich fremd und ohne Interesse für die Umgebungen bin“. So sehr ihm Westfalen zur Heimat wurde, allezeit blieb er von Herzen dem ganzen großen herrlichen Deutschland als seinem Vaterlande ergeben. Mit der Heimatliebe verband er die Treue gegen das Vaterland.<sup>1)</sup> Geboren als unabhängiger Reichsritter, der keinen Herrn über sich kannte, als den Kaiser, hat Stein inmitten der Könige und Kaiser, unter und mit denen er wirkte, sich fast wie ein Ebenbürtiger gefühlt oder richtiger, wie ein Mann, der im letzten Grunde nur eine einzige Gewalt eignen Rechtes in Deutschland anerkennen wollte, den deutschen Kaiser, von dem wie im alten Reiche alle übrigen Herrscher in Deutschland ihr Recht erst empfangen. „Ich habe, sagte er 1812, nur ein Vaterland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besondern Teile desselben angehörte, so bin ich nur ihm und nicht einem Teile desselben von Herzen ergeben. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgültig; es sind bloße Werkzeuge. Mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen.“

Und nun fand er in Westfalen eine zweite Heimat. Der deutsche Reichsritter lernte hier den westfälischen Bauern kennen, der auf den Erbtagen der Ämter seine eignen kommunalen Angelegenheiten mit beriet und verwaltete. Der rechte Edelmann und der rechte Bauer, beide auf eigener von den Vätern ererbter Scholle eingewurzelt und fest an der Väter Frömmigkeit, Zucht und Sitte haltend, beide trotzig ihre Art und ihre Rechte wählend, aber beide werktätig auch im kleinsten Kreise für das Gemeinwohl — so mußten sie sich finden.

Nach dem allen wird Westfalen vom Freiherrn v. Stein sagen können: „Er war unser“. War er kein Sohn der Roten Erde, so war er doch ihr Freund, ja ihr Liebhaber<sup>2)</sup> und — wenn man an seine Verdienste um unser Land denkt — wird man ihn

<sup>1)</sup> Vgl. Meinecke, in Protestantismus am Ende des 19. Jahrhunderts. Bd. I, S. 413 ff.

<sup>2)</sup> Arndt, Wanderungen, S. 264 f.: Für das Land Westfalen hatte Stein eine besondere Zärtlichkeit. Er war mit dem Lande der Roten Erde in innigster Liebe verwachsen.

getroßt als einen Vater des Landes bezeichnen können. Auch unsre alten Grafen von der Mark waren kein westfälisches Geschlecht, auch sie waren Rheinfranken, wie Stein es war. Aber wie sie mit uns eins geworden sind, so auch der edle Reichsfreiherr. Und mit Recht steht — sein einziges Denkmal auf Roter Erde — sein Denkstein im klösterlichen Binnenhof zu Soest.

Die zweite Frage, die wir zu beantworten haben, ist die: Warum steht jener Denkstein gerade in dem Garten eines Klosters? Diese Frage und ihre Beantwortung führt uns in das innerste Lebensgeheimnis Steins.

Das alte Minoritenkloster ist längst kein katholisches Kloster mehr. Es hat wohl noch die alten Klostergebäude, wenn auch das alte Brauhaus nebst vielen unwesentlicheren Scheunen und Gelassen, auch der alte schöne Kapitelsaal verschwunden sind. Es hat noch den alten Remter, den Kreuzgang, den einst Gerwin Haverland in der Zeit der Reformationsstürme renovierte, einwölbte und mit seinem Namenszeichen G. H. in den Gewölbkappen verzierte, auch die alte Kirche, die inzwischen allerdings zum evangelischen Gotteshause wurde. Aber die braunen Kutten, die mönchische Askese und weltfremde Frömmigkeit, die Klosterregel, die einst ein Franz von Assisi für seine armen „Wanderprediger“ sich aufdrängen lassen mußte — das alles ist verschwunden. Jugendliche Gestalten bevölkern die alten Räume. Jugendliche Frische und Fröhlichkeit, heiterer Gesang und mancherlei Musik, der Geist ernster Wissenschaftlichkeit und lauterer evangelischer Frömmigkeit haben hier ihren Einzug gehalten. Das katholische Kloster ist zum evangelischen Predigerseminar geworden und — auch das führt sich zurück auf unsern Freiherrn vom Stein als den Vater dieses Gedankens.

Hier aber gilt's nun, eine kurze Übersicht über die religiöse Entwicklung und kirchliche Stellung Steins zu geben. Seine religiöse Entwicklung führte ihn aus den Anschauungen der rationalistischen Zeit, die eigentlich nie bis in sein Innerstes drangen, zu einem lebendigen evangelischen Christentum und machte ihn zu einem bewußten Gliede der evangelischen Kirche.

Aus der Urzeit seines Geschlechtes berichtet seine Lebensbeschreibung zwei bezeichnende Züge, die auch den letzten Sproß

des Hauses charakterisieren. Einst, im Jahre 1380, feierten die Herren von Stein ein Siegesfest über die Stadt Limburg: es waren ihrer zwei Brüder und vier Schwäger, alle sechs erprobte Ritter. In ihrer Mitte aber saß die geliebte Mutter, das mütterliche Herz hoch erhoben über die stattliche Schar der Thronen. „Und als sie so über der Tafel saßen“, berichtet die Limburger Chronik, „da sagte die Mutter: der Ehren ist zu viel, stand auf, ging heimlich ihre Straßen weg und niemand sah sie wieder.“<sup>1)</sup> War das heidnische Furcht vor dem Neide der Götter? Sicherlich nicht. Es war das echt christliche Gefühl der Demut, die beschämt über die reiche Gnade Gottes spricht: ich bin's nicht wert, bin viel zu geringe. Es war christliche Demut.

Und der andere Zug. In der Reformation folgten die Herren vom Stein getreulich dem großen deutschen Reformator, dem auch ihr Geschlecht bis auf seinen letzten Sprossen treu blieb. In den Wirren des 30jährigen Krieges mußte der Herr vom Stein landflüchtig werden, er nahm als Pfand seines fortwährenden Eigentums die Türklöpper seines Hauses, den metallnen Eselskopf, womit man noch jetzt in Nassau anklopft und brachte ihn zur Aufbewahrung ins Kloster zu Montabaur. Bei der Rückkehr holte er ihn wieder ab, und kehrte mit Freuden heim in das Haus seiner Väter. Dem Kloster aber schenkte er für treue Aufbewahrung jährlich ein Malter Korn. Das war Treue gegen das von den Vätern überlieferte Erbe, die es den Enkeln erhalten will und ein Symbol für das geistliche Erbe, von dem das gleiche gilt, Treue der innerlichste Kern der Frömmigkeit.

Demut und Treue — ja der scheinbar so stolze Reichsfreiherr war demütig vor Gott und treu seinem Glauben!

Auch er verdankte die religiöse Richtung seines Lebens seiner Mutter, wie so viele große Männer und echte Christen. Schon in heranwachsendem Alter unterschied ihn das von seinem akademischen Freunde Rehberg, daß er am positiven Glauben seinen Halt fand, während Rehberg sich der aufgehenden Kantischen Philosophie hingab. Indes war bei ihm das religiöse Leben immer aufs engste mit dem sittlichen verbunden. Nie hat er irgend einem sittlichen Latitudinarismus gehuldigt. Dazu ließ es

<sup>1)</sup> Pertz I, 1 f.

der in seinen Tiefen von Kind auf verankerte Gedanke an einen lebendigen und heiligen Gott nicht kommen. Andererseits begegnen in seinen Äußerungen, Briefen, Aussprachen immer wieder und von Kind auf Zeugnisse eines starken Gottvertrauens: in seinem bewegten Leben mußte der Glaube an eine göttliche, väterliche Vorsehung immer stärker hervortreten. Es ist ihm selbstverständlich, daß der Gott der Liebe ein Vater ist und als Vater über seinen Kindern waltet. Die in Christo geschehene Veröhnung mit Gott tritt dagegen nicht hervor. Darin wird er seiner Zeit den Tribut zollen. Man vergleiche ihn etwa mit einem Grafen v. Zinzendorf. So kann er noch 1802 über den Minister von Fürstenberg schreiben: <sup>1)</sup> „Er setzt vielleicht einen zu hohen Wert auf das Positive seiner Religion, auf die Form des Gottesdienstes, er wacht vielleicht zu ängstlich über der Verbreitung einer gewissen Mannigfaltigkeit der Ansichten über das Übersinnliche“. Das „Positive“, an das Stein denkt, ist natürlich nicht im Sinne des heutigen Sprachgebrauchs gemeint, der dabei an die christlichen Heilstatsachen denkt: er versteht darunter die kirchlichen Äußerungen der Frömmigkeit. Immerhin erweckt diese Äußerung Steins den Gedanken, daß er selber zu der kirchlichen Ausgestaltung des religiösen Lebens eine kühlere Stellung einnehme, und wohl auch, daß jene christlichen Heilstatsachen, die er übrigens niemals leugnet, ihm nicht von der durchschlagenden Bedeutung erschienen, wie es in seinem spätern Leben der Fall war. Person und Name Christi erscheint um diese Zeit nicht in seinen schriftlichen Äußerungen.

Aber die Not der folgenden Zeit reifte ihn, führte ihn innerlich weiter. Im Jahre 1809 mußte er schnell und heimlich vor Napoleons Spähern aus Preußen flüchten. In der Nacht vom 5. auf den 6. Januar durcheilte er im Schlitten das Riesengebirge, ein geächteter Mann, dem Stellung, alter Besitz, Ehre und Name genommen war. Die Natur um ihn war still und feierlich, vom Himmel leuchteten die Sterne, da kam eine tiefe, heilige Stille über ihn. Alles Irdische erschien ihm klein, geringe und nur das Ewige groß. Ihm aber kam die am Neujahrstage mit den Seinigen gelesene Neujahrspredigt Schleiermachers in den Sinn: „über das, was der Mensch zu fürchten habe und was

<sup>1)</sup> Perz I, 119 f.

nicht zu fürchten sei“.<sup>1)</sup> Gott selbst wurde ihm immer deutlicher, persönlicher. Er konnte 1813 schreiben:<sup>2)</sup> „Die Geschichte dieses Zeitalters bestätigt allerdings die große Lehre der Weltregierung durch eine weise, heilige Vorsehung. Die großen verhängnisvollen Ereignisse, deren Zeugen wir sind, können nicht einem Einzelnen zugeschrieben werden, sie sind das Resultat des Zusammentreffens von Menschen, von äußern Umständen, von Maßregeln, die anscheinend unpassend waren, vom kräftigen, frommen Sinn eines kindlichen Volkes.“ An Niebuhr schreibt er tröstlich:<sup>3)</sup> „Der väterlichen, leitenden Vorsehung entgeht auch das kleinste nicht, nicht das Haar des Hauptes, nicht der Sperling, nicht die Lilie“. Schon aber klingen spezifisch christliche Töne durch:<sup>4)</sup> er macht seine Schwester auf Theremins Predigten aufmerksam, in denen sich „ein streng-christlich, gläubiger Sinn befriedigt finde“.

Dazu half ihm der Umgang mit christlichen Kreisen, der Prinzessin Wilhelm, Frau von Reden, des Pfarrers Stein in Frankfurt und anderer. Aber immer blieb ihm<sup>5)</sup> alles Maulchristentum verhaßt. War etwa Bibel oder Gesangbuch aufgeschlagen, wenn man zu ihm kam, machte er sie zu und legte sie weg, aber er scheute keineswegs ein offenes Bekenntnis. „Er pries sich auch darin glücklich, daß er durch seine Eltern ein Lutheraner war.“ „D. Luther hat uns den Weg und Eintritt in den Himmel, gottlob, etwas kürzer gemacht, da er die vielen Hofmarschälle, Zeremonienmeister und Türhüter des Himmelspalastes weggeschafft hat. Ich liebe das Kurze, wenn der Weg auch oft etwas abschüssig und gefährlich ist.“ Er glaubte das Erlösungswerk des lutherischen Katechismus. Arndt<sup>6)</sup> nennt D. Luther geradezu Steins „großen Schulmeister“.

Nun kann er an Gagern schreiben,<sup>7)</sup> der ihm von dem Trost berichtet hatte, den ihm Ciceros Buch „von der Natur der Götter“ in schwerer Krankheit gewährt habe: „Bei der ernsten, feierlichen Stimmung, in die Sie die Erwartung des Heimgangs setzten, nahmen Sie Cicero de natura deorum zur Hand — !!! Konnte Ihnen der Schüler der griechischen Weltweisen, der römische Staatsmann denn mehr sagen von dem Land, das Ihnen entgegenwinkte, als

<sup>1)</sup> Pertz I, 343 f. — <sup>2)</sup> I, 657. — <sup>3)</sup> II, 547 f.

<sup>4)</sup> 1824, II, 553. — <sup>5)</sup> Arndt, Wanderungen, S. 286 ff.

<sup>6)</sup> A. a. O. S. 289. — <sup>7)</sup> 1822, II, 515.

der Gekreuzigte und Auferstandene, durch dessen Gnade allein wir gerecht werden? Was würden Sie von einem Reisenden sagen, der, um die Welt zu umsegeln und um die Nordwestpassage aufzufinden, Homanns Schulatlas anschaffte und alle neueren geographischen Hülfsmittel zu Hause ließe?" Jeden Morgen brachte er nach dem Ankleiden eine viertel oder halbe Stunde in Gebet und stiller Betrachtung zu und duldete darin keine Störung.<sup>1)</sup> So wird uns aus seinen letzten Jahren berichtet. Und was ihn da beschäftigte — er war viel zu sehr ein Mann innerlicher Schamhaftigkeit, als daß er viel darüber geredet hätte. Zuweilen aber bricht's doch einmal hervor. So sagt er einmal zu seiner getreuen Pflegerin, dem Frä. Schröder:<sup>2)</sup> „Ich fürchte den Tod nicht; was ich in Gottes Augen gelte, weiß ich! ich bin ein armer Sünder; nur das Verdienst meines Erlösers wird mir die ewige Seligkeit erwerben“ (1831).

Über auch in gesunden Tagen gab er laut genug Zeugnis von seinem Glauben. In dem bekannten Streit Hengstenbergs gegen die Hallischen Rationalisten, Wegscheider und Gesenius, nimmt er bestimmte Partei:<sup>3)</sup> „Mit dem höchsten Unwillen vernimmt man die Frechheit, mit der die Hallischen Professoren Wegscheider und Gesenius den zum Unterricht der jungen Gottesgelehrten bestimmten Katheder mißbrauchen, um die wesentlichsten Wahrheiten der christlichen Religion zu verwerfen, z. B. die Wunder des Heilandes, seinen Tod, seine Auferstehung usw. Solchen Lehrern vertraut ein frommer König, der mit Recht einen de Wette entfernte, die Bildung junger Gottesgelehrter an, die wieder ihre Irrtümer im Volke verbreiten, und einem schwachköpfigen Altenstein (Kultusminister), einem ganzen ihm beigeordneten Departement von Räten gestattet man eine so grobe Vernachlässigung ihrer Pflichten? . . . Kurz und bündig stellt die Folgen dieser religiösen Zerrüttung der vortreffliche Harms, Sommerpostille S. 36 vor“ . . . Vor dem Weimarschen Hofprediger Roehr warnt er eindringlich:<sup>4)</sup> er nennt ihn „einen frechen Rationalisten“ und spricht von dem „hohlen, leeren, verderblichen Geschwätz der Rationalisten“. Im Jahre 1830 schreibt er an Amalie Sieveking:<sup>5)</sup> „Unsre Religions-

<sup>1)</sup> Pertz II, 877. — <sup>2)</sup> II, 872. — <sup>3)</sup> II, 756.

<sup>4)</sup> II, 765 f. — <sup>5)</sup> II, 804.

lehrer wurden unchristliche, dünkeltolle Vernünftler, sie zerstörten auf Kanzel und im Konfirmandenunterricht wahre Religion“. Er mahnt, „ein Duzend Rationalisten extra statum nocendi zu setzen“. <sup>1)</sup> Er nennt sie „rationalistische Pfaffen“. <sup>2)</sup>

Diese ausgesprochene Gegnerschaft besagt für seinen Glaubensstand genug. Eine nicht weniger deutliche Sprache redet seine Stellung zum kirchlichen Leben. Von Kappenberg fuhr er jeden zweiten Sonntag zum Gottesdienst nach Lünen. <sup>3)</sup> An einer ihm bekannten und sonst lieben Frau v. Bönen tadelte er, daß sie sich vom Gottesdienst entfernt halte. <sup>4)</sup> Für den Karfreitag verbat er sich jeden Besuch der Freunde, „da ich diesen Tag zu Andachtsübungen benütze“. <sup>5)</sup>

Das Kirchenlied war ihm vertraut. In der früheren Zeit zitiert er Simon Dach, <sup>6)</sup> Herder, <sup>7)</sup> besonders häufig Gleim. <sup>8)</sup> In späterer Zeit ist ihm Paul Gerhardt besonders lieb. <sup>9)</sup> „Ist die Predigt schlecht“, sagte er, <sup>10)</sup> „so klingt doch auch mitunter ein Lied von D. Luther oder Paul Gerhardt — und wenn man fromm sein will, so geht's doch“.

Die Liturgie, die er in ihrer Vollständigkeit nur noch in Petersburger evangelischen Kirchen fand, hielt er für „sehr erbaulich“. <sup>11)</sup>

Die Bibel ist ihm „eine Zuschrift aus der Ewigkeit“. Er zitiert dafür den Vers: <sup>12)</sup>

Der, der meinen Geist entzückt,  
Den ich igo noch nicht sehe,  
Hat aus der gestirnten Höhe  
Mir die Zeilen zugeschickt.

Von seinem Bibelleseu zeugt auch seine Sprache mit ihren biblischen Anklängen. So spricht er vom „Arbeiten im Weinberg“, <sup>13)</sup> tröstet: „die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten“. <sup>14)</sup>

Als „lutherischer Laie“, wie er sich selbst nennt, <sup>15)</sup> nahm er auch an den presbyterial-synodalen Einrichtungen der märkisch-lutherischen Kirche regen Anteil. Nach alter Sitte gehörte

<sup>1)</sup> Perß II, 788. — <sup>2)</sup> II, 840. — <sup>3)</sup> II, 878.

<sup>4)</sup> II, 711. — <sup>5)</sup> II, 718. — <sup>6)</sup> II, 545.

<sup>7)</sup> II, 671. — <sup>8)</sup> II, 504. 584. 762. 612. — <sup>9)</sup> II, 631.

<sup>10)</sup> Arndt, Wanderungen 291. — <sup>11)</sup> Perß I, 551. — <sup>12)</sup> II, 413.

<sup>13)</sup> II, 565 und 618. — <sup>14)</sup> II, 737. — <sup>15)</sup> II, 674.

der leitenden Synode immer ein Mitglied des märkischen Adels als Assessor an. Im Jahre 1827 wurde er nach dem Ableben des langjährigen Assessors v. Syberg als Nachfolger von der Synode gewählt.<sup>1)</sup> Es ist kein geringer Ehrentitel der Grafschaft Mark, daß auf der ersten Seite ihrer Synodalprotokolle aus diesen Jahren unter andern auch der Name Steins steht.

Seine Beteiligung an diesen Synoden verlangt näheres Eingehen. Nur ungern fehlte er auf ihnen:<sup>2)</sup> Er entschuldigte sich wohl: „Die Wichtigkeit der Gegenstände der Beratung für jeden Verehrer der geoffenbarten Lehre Christi, z. B. Liturgie, Gesangbuch, Katechismus, das Belehrende der darüber anzustellenden Verhandlungen vermehrt in hohem Grade das Unangenehme meiner Entfernung von einem Verein so vieler würdiger Lehrer und Seelsorger, die ich meiner Verehrung zu versichern, ihrem Gebete mich zu empfehlen bitte“.

Über den Agendenentwurf, den v. Oven, Rauschenbusch, Bäumler entworfen hatten, urteilte er:<sup>3)</sup> „Schon die Vorrede und das Verzeichnis der Quellen betätigt den Geist und den Inhalt des Entwurfs, der flache Neuerungsucht und die langweilige idyllenartige Frazeologie ausschließt — und mit großer Wahrheit Seite V ausspricht: daß die alten Gebete durch Einfachheit, Kraft und Salbung sich auszeichnen, daß die altertümliche Form ihnen eine angemessene Würde verleiht und daß sie um so zweckmäßiger ist, je mehr das Altertümliche den Menschen über die gemeine Gegenwart erhebt. Eine allgemeine Agende ist ein wahres Bedürfnis, es kann und wird den verderblichen Eigenheiten und Abnormitäten, die man zu bemerken Gelegenheit hat, Schranken setzen und verhindert, daß die Form des Kultus nicht von den momentanen Launen einzelner Männer abhängt.“ Stein geht also auf den eigentlichen Inhalt nicht ein. Aber das Urteil König Friedrich Wilhelms III. über diesen Entwurf würde er nicht gebilligt haben, der ihn eine „offenbare Widersetzlichkeit“ nannte.<sup>4)</sup> Der allgemeinen Preussischen Agende, die der König selbst verfaßte, hat er 1830 vom angegebenen Standpunkt aus zugestimmt.

Besonders wichtig erschien ihm die Errichtung von Predigerseminaren, „wo nach vollendeten akademischen Studien

<sup>1)</sup> Perz II, 752. — <sup>2)</sup> II, 755. — <sup>3)</sup> II, 756.

<sup>4)</sup> Förster, Entstehung der Preussischen Landeskirche II, S. 189.

die jungen Geistlichen zum Amt eines Predigers, Seelsorgers und Katecheten vorbereitet werden“. Davon schrieb er 1830 an die Prinzessin Wilhelm, ihr Interesse dafür zu gewinnen.<sup>1)</sup> Aber schon 1825 legte er keinem Geringeren als dem Erzbischof von Köln die Wichtigkeit dieser Seminare, natürlich auch für die evangelische Kirche dar.<sup>2)</sup> Im Jahre 1829 schrieb er an v. Viebahn:<sup>3)</sup> „Ein großes Bedürfnis unsrer protestantischen Kirche ist ein Predigerseminar für junge Geistliche und Seelsorger. Die Sache kam in Anregung auf der Synode. Man beschloß die Entwerfung eines Planes und hielt Soest für einen schicklichen Ort“. Er überschlägt dann auch die Kosten und wie sie beschafft werden können. Er denkt an die Fonds der westfälischen Regierungsbezirke — vielleicht an die der eingezogenen geistlichen Stifter (?) — an private Gaben und will selbst einige tausend Taler beitragen. Der Plan eines solchen Seminars sei auf der Synode erwogen. Er schließt: „Von der Unentbehrlichkeit eines solchen Seminariums bin ich überzeugt. Man hat für juristische Bildung die Anstalt der Referendarien, für Ärzte Kliniken, Besuch der Hospitäler; nur den Theologen fehlt eine Vorbereitungsanstalt zum Seelsorge- und Prediger-Amt“. Am ausführlichsten äußert er sich an den Präses der Synode, Bäumer.<sup>4)</sup>

Bäumer hatte sich am 21. Januar 1830 an Stein gewandt und ihm den Entwurf einer Eingabe an das Konsistorium bezüglich Errichtung eines Predigerseminars vorgelegt. Er sagt darin,<sup>5)</sup> daß Stein den Antrag auf die Errichtung eines solchen Seminars der Synode vorgelegt habe. Die Synode wisse zwar, daß die wissenschaftliche Ausbildung der jungen Theologen gegen früher eine bessere geworden sei, daß aber um so auffallender die völlig ungenügende Ausbildung in der praktischen Theologie sei. Zwar sei möglich, diesem Mangel dadurch einigermaßen entgegenzuwirken, daß man die Kandidaten eine Vikariatszeit bei hervorragenden Geistlichen durchmachen lasse. „Aber wie wenige hierzu tüchtige und willige Prediger möchten aufzufinden sein.“ Ein Seminar sei nötig. Nicht nötig aber sei, daß die Kandidaten in einem Hause zusammenwohnten. Das sei schon deshalb „unangemessen, da unsre jungen Theologen nicht für ein klösterliches

<sup>1)</sup> Pertz II, 757. — <sup>2)</sup> II, 583. — <sup>3)</sup> II, 751 f. — <sup>4)</sup> II, 757 ff.

<sup>5)</sup> Jahrbuch 1914/15, XVI. Jahrgang, S. 144 f.

Leben vorgebildet werden sollen“. Man bedürfe nur einer Kirche, einiger Hörsäle und eines Bibliothekzimmers. Die Vorsteher des Seminars könnten ständige Mitglieder der Synode sein, die zu dem Zwecke immer am Orte des Seminars abgehalten werden müßte. Die Kosten müßte der Staat tragen.

Darauf antwortet Stein schon am 26. Januar in tief eindringender Weise, der gegenüber Bäumers Darstellung einen stark oberflächlichen Eindruck macht.<sup>1)</sup> „Die erste und wichtigste Frage bleibt immer: was soll (auf dem Seminar) gelehrt werden? eine geoffenbarte christliche Religion? etwas Festes, Bestehendes, in einem Geiste, der bekennt, daß Christus von Gott ist oder der das nicht bekennt, den 1. Joh. 4, 1—3 Geist des Widerchrists nennt, den Rationalismus, etwas Unbegrenztes, Wandelbares, das zuletzt allen Irrtümern, deren menschlicher Dünkel und menschlicher Geist fähig ist, den Zugang eröffnet? Der Rationalismus setzt an die Stelle der Religion die Ansichten des dünnkelhaften menschlichen Verstandes, der seiner Natur nach wandelbar ist. Denn warum sollen Meinungen sehr mittelmäßiger Menschen fester bestehen als tausende von Systemen der Weltweisen, Physiker usw., so die Vorzeit ersann und bestanden haben und die christliche Religion hat sich in der Dunkelheit aus schwachen Keimen entwickelt, hat den Kampf gegen die ganze Kraft des römischen Reiches bestanden und ist daraus siegreich hervorgegangen.“ Jetzt sei durch „materialistische und atheistische Philosophen“ und „freche Ergeeten“ „eine große Zerrüttung“ über die evangelische Kirche gekommen, und eine ungeheure „Steigerung der Unsittlichkeit, obwohl man gar nicht berechtigt sei, ein Amt in einer Kirche zu führen, deren Lehre man angreife. Die Predigtart müsse vor allem eine andere, packendere, textgemäßere, vom Heiligen Geist erfüllte werden“.

„Für den Vortrag eines höchst gewöhnlichen, aber demütigen, frommen, für das Seelenheil seiner Gemeinde besorgten Predigers sind die Zuhörer immer empfänglich, durch den in ihm herrschenden frommen Sinn, durch die Einwirkung des Geistes Gottes, durch die Kraft des Gebets.“ Darum dürfe das zukünftige Prediger-

<sup>1)</sup> Jahrbuch a. a. O. S. 150 ff. und Perz II, 757 ff. und Synodalprotokoll von 1830, S. 88.

seminar kein „Brennspiegel zur Auffammlung der Strahlen des Rationalismus“ sein.

Dann tritt Stein mit gewichtigen Gründen für das gemeinsame Leben im Seminar ein. „Klostersinnlichkeit, Klosterfaulheit, Klosterdummheit sind sehr verwerflich, aber Klosterzucht nicht.“

Weiter geht Stein auf die Finanzierung des Unternehmens ein. Es seien staatliche Fonds vorhanden in Höhe von etwa 300 000 Taler. Zwar seien ihre Einnahmen schon zum Teil für Milderung irdischen Elends festgelegt, aber hier handle es sich um das ewige Wohl. Weiter könnte die Steuerkraft der evangelischen Gemeinden in Anspruch genommen und endlich auch auf Privatwohlthätigkeit gerechnet werden. Er glaube, sich für ein Kapital von 5000 Talern verbürgen zu können, das man leicht von Privaten erlangen werde.

Es schloß sich eine weitere Korrespondenz zwischen Stein, Bäumers und Viebahn an. Letzterer schlägt Soest als Ort des Seminars vor, wo die Verhältnisse günstig lägen: das Leben sei billig, das dortige Schullehrerseminar könnte einen Musiklehrer stellen, nahe bei diesem Seminar sei die Thomäkirche, die sich vielleicht mit dem Predigerseminar in der Weise verbinden lasse, daß künftig der Direktor des Seminars das Pfarramt an dieser Gemeinde übernehme.

Indes zerstückte sich der Plan zunächst, um erst sehr viel später verwirklicht zu werden.

Zu den Synodalarbeiten gehörte auch die Arbeit an einem neuen Gesangbuch. Die synodale Kommission hatte einen Gesangbuchs-Entwurf ausgearbeitet, der nach einem Schreiben Bäumers vom 27. Februar 1830<sup>1)</sup> die Genehmigung des Ministeriums wie des Konsistoriums nicht erhalten hatte — „und nach meiner Überzeugung aus triftigen Gründen“. Stein antwortet darauf:<sup>2)</sup> Über das Gesangbuch traue er sich kein Urteil zu, bemerke aber: „Vor das erste, das Gesangbuch muß mit dem allgemeinen christlichen Glaubensbekenntnis übereinstimmen. Denn wer gibt einer Gesangbuchskommission oder einem Konsistorio oder irgend einem Verein einzelner Personen die Befugnis, von diesem

<sup>1)</sup> Jahrbuch a. a. O. S. 155 f. — <sup>2)</sup> Pertz II, 761.

allgemeinen Glaubensbekenntnis eigenmächtig abzuweichen — der, der es bezweifelt, verlasse Kanzel und Katheder und handle nicht gegen den ihm erteilten Beruf. Würde man es dulden, daß ein Professor einer Militärschule oder ein Feldprediger Vorträge in dem Sinne der Quäker hielte oder ein Professor der Rechtsgelehrsamkeit Grundsätze aufstellte, die die Heiligkeit des Eigentums, die Gültigkeit der Vererbung untergrüben?

Dies wäre also ein Gesichtspunkt, der bei dem Gesangbuch zu fassen sein wird. Der andere wäre, man wähle alte Lieder bis zu dem Anfang des 18. Jahrhunderts; denn das spätere Zeitalter, auch größtenteils das unsrige, ist kein religiöses, ist ein wissenschaftliches, industrielles, kommerzielles, politisierendes, geschwätziges, frech absprechendes und höchst eitles Zeitalter. Eitelkeit nennt Herr Burke, ein großer englischer Staatsmann, die Quelle aller Laster, die Nachäfferin der Tugenden. Ich würde also unter den Tausenden von vortrefflichen alten Liedern auswählen, sie nicht ändern aus den oben angeführten Gründen, zu denen hinzu kommt, daß so viele Geschlechter in diesen alten Trost, Erbauung und ein Asyl fanden gegen langweilige, kalte Prediger.“

Der Name der Inneren Mission war zu Steins Zeit noch nicht geprägt, wenigstens nur Einzelnen bekannt. Erst durch Wichern ist der Name die Bezeichnung für die Liebestätigkeit der christlichen Kirche geworden. Aber auf Liebestätigkeit drängte auch Stein an seinem Teil. Es sei nur nebenbei erwähnt, daß auch das Walburgisdamenstift in Soest, das der französischen Zeit zum Opfer gefallen war, wesentlich unter seiner Hülfe zu neuem Leben erwachte.<sup>1)</sup> Und hier ward so eine Stätte gegründet, in der man ein warmes Herz für christliche Liebestätigkeit hatte. Aber Stein selber hatte offene Augen für allerlei Nöte und Herz und Hand bereit, zu helfen.

Es ist bekannt, wie man in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts besonders auf die Gefängnisse und ihre Insassen aufmerksam wurde. Der enthusiastische Dr. Julius, der später auch Wichern beeinflusste, schrieb 1828 ein Buch „Gefängniskunde“ und wies darin die Mißstände im Gefängniswesen nach.<sup>2)</sup> Stein

<sup>1)</sup> Pertz II, 726 und 737. — <sup>2)</sup> II, 685.

interessierte sich dafür. Ebenso erfaßte ihn der Gedanke eines Landkrankenhauses, der auf der Synode angeregt war.<sup>1)</sup> Zu den Lieblingsideen Steins aber gehörte der Wunsch, in der evangelischen Kirche „eine der barmherzigen Schwesternschaft ähnliche Einrichtung“ begründet zu sehen. Dieser Wunsch beseelte gleichzeitig manche Männer und Frauen, die für die Bedürfnisse der Zeit ein Auge hatten. Fliedner war es dann, der das erste evangelische Diakonissenhaus in Kaiserswerth gründete. Immerhin würde auch ihm diese Tat nicht möglich gewesen sein, wenn nicht die Zeit dafür erfüllt gewesen wäre. Und zu den Herolden und Bahnbrechern dieses ganz Neuen auf evangelischem Boden, der Indienstellung des weiblichen Geschlechts und seiner Mobilmachung für Barmherzigkeitsübung gehört auch Stein. Immer wieder besprach er schriftlich und mündlich diesen Gedanken in seinem Freundeskreis. Er schrieb darüber an Pfarrer Stein in Frankfurt; er erwog den Plan im eifrigen Gespräch mit dem Oberpräsidenten v. Bodelschwingh auf Spaziergängen in Nassau; er beriet darüber eine Amalie Sieveking in Hamburg.<sup>2)</sup> Ihr schrieb er: „Ich habe nur eine sehr oberflächliche Kenntniss von den beiden Instituten der barmherzigen Schwestern, sie seien von der Kongregation des heiligen Carolus Borromäus, zu der die französischen und lothringischen Anstalten gehören, oder von der des heiligen Vinzenz von Paula (!), dessen Regel die Deutschen befolgen. Bei dem Besuch beiderlei Anstalten war mir höchst auffallend der Ausdruck von innerm Frieden, Ruhe, Selbstverleugnung, frommer Heiterkeit der Schwestern, ihre stille, geräuschlose Wirksamkeit, die liebevolle, segensbringende Behandlung der ihrer Pflege anvertrauten Kranken. Mit allen diesen Erscheinungen machten einen beleidigenden Kontrast der Ausdruck von Unbehaglichkeit, aufgeregter, wegen nicht befriedigter Eitelkeit, über Vernachlässigung gekränkter, unverheirateter, alternder Jungfrauen aus den obern und mittleren, zum Broterwerb durch Handarbeit nicht berufenen Ständen, die wegen ihrer auf tausendfache Art gestörten Ansprüche, wegen ihres Müßiggangs eine Leerheit, eine Bitterkeit fühlten, die sie unglücklich und andern lästig machte.“

Stein knüpft, wie zu sehen, in voller Unbefangenheit bei den katholischen barmherzigen Schwestern an, was Fliedner immer

<sup>1)</sup> Perz II, 797. — <sup>2)</sup> II, 803 f.

weit von sich abwies, der vielmehr das apostolische Diakonissenamt zu erneuern dachte. Übrigens hätte sich Stein darauf berufen können, daß Vinzenz von St. Paulo wahrscheinlich sein Vorbild bei den Diakonissen der reformierten Kirche von Sedan gefunden hatte. Warum sollte nicht ein Austausch guter, heiliger Gedanken und ein Wettbewerb edelster Art zwischen christlichen Kirchen stattfinden? <sup>1)</sup>

Auch für die Heidenmission hatte Stein Verständnis. <sup>2)</sup> So liest er die Baseler Missionsberichte <sup>3)</sup> mit Interesse.

In dem allen ist klar, wie sein Herz dem evangelischen Glauben, der evangelischen Kirche gehörte. Nebenbei sei erwähnt, daß er wünschte, die Kirche auch in der politischen Vertretung vertreten zu sehen: die höhere Geistlichkeit sollte in die adlige Kammer aufgenommen werden.

Dennoch hatte er gegenüber der katholischen Kirche Verständnis und Toleranz. Zwar dem katholischen Konvertiten konnte er schreiben: „Sie werden auch noch in der Hölle braten. Denn ein rechter Katholik sind Sie doch nicht“. <sup>4)</sup> Andererseits stand er mit vielen frommen Katholiken in regem Verkehr, zumal mit dem Grafen von Spiegel, dem Erzbischof von Köln. <sup>5)</sup> Ja er stiftete in Bodendorf, der Kirche des als Erbe ihm zugefallenen alten Schlosses Landskron im Ahrtal eine Messe <sup>6)</sup> und der Bischof von Trier, der diese Stiftung bestätigte, ordnete an, daß jährlich am 25. Oktober (!), dem Geburtstage Steins, auch für ihn hier eine Messe gelesen werde.

Dennoch fand er, daß „in dem Betragen der neusten Katholiken etwas liegt, was die Protestanten reizt“. <sup>7)</sup> Von den Jesuiten spricht er öfter und immer mit gleicher Abneigung. <sup>8)</sup> Er freute sich, daß der katholische Pfarrer Jan von Bodendorf ihm recht gab, <sup>9)</sup> „die Jesuiten seien eine arge Landplage für die Weltgeistlichkeit gewesen, der arme Pfarrer sei verloren gewesen, auf dessen Rücken sich so ein Jesuitenalp aufgehuckt habe, der habe sich in Ängsten und Ärger damit zu Boden schleppen müssen“.

<sup>1)</sup> Vgl. ferner Perz II, S. 870. — <sup>2)</sup> II, S. 600.

<sup>3)</sup> II, 581. — <sup>4)</sup> II, 375.

<sup>5)</sup> II, 547. 553. und an vielen Stellen der Biographie.

<sup>6)</sup> II, 602. — <sup>7)</sup> II, 581. — <sup>8)</sup> II, 605. 679. 784.

<sup>9)</sup> Arndt, Wanderungen 285.

Wie er dagegen die barmherzigen Schwestern anerkennt, ist schon gezeigt. Bezeichnend ist der Eindruck, den die Stadt Rom auf ihn macht: 1) Er ist „erschüttert durch die Erinnerung an alle die Schmach und Leiden, welche deutsche Heere und deutsche Fürsten dort erlitten hatten“, ja „ganz niedergebeugt, fast davon überwältigt“. Um so lieber nimmt er teil an dem evangelischen Gottesdienste in Rom, wo er auch das heilige Abendmahl nahm. 2)

Ein viel bemerkter Zug seines Wesens würde fehlen, wenn wir nicht noch seine bekannte Heftigkeit erwähnten. Sie war so bekannt, daß er für viele ein Mann des Schreckens war. Man erzählte sich viele Zeugnisse seines jähen Zorns. Als ein Kanzleidiener ihm eine wichtige Urkunde vorlegt und statt des Sandfasses das Tintenfaß darüber gießt, springt er auf und reibt ihm das tintenbektete Papier im Gesicht herum. 3) Als im Jahre 1804 Nassau ohne Recht und mit fadenscheinigem Vorwand auf seine reichsunmittelbaren Besitzungen die Hand legt, schreibt er dem Herzog: 4) „In dem harten Kampfe, von dem Deutschland sich jezo momentan ausruht, floß das Blut des deutschen Adels. Deutschlands zahlreiche Regenten, mit Ausnahme des edlen Herzogs von Braunschweig, entzogen sich aller Teilnahme und suchten die Erhaltung ihrer hinfälligen Fortdauer durch Auswanderung, Unterhandeln oder Bestechung der französischen Heerführer. Was gewinnt Deutschlands Unabhängigkeit, wenn seine Kräfte noch in größerer Masse in diese Hände konzentriert werden?“ Auf die Gnade des Herzogs verzichte er, nach seiner Heimat werde er nie zurückkehren, wenn sie nassauisch werde. Es sei hart, seine Unabhängigkeit nicht einem großen, edlen, das Wohl des Ganzen fördernden Zweck zum Opfer zu bringen — „doch es gibt ein richtendes Gewissen und eine strafende Gottheit“.

Mit dem bayrischen General Brede weigerte er sich zusammenzutreffen: „Mit einem solchen verfluchten Räuber sitze ich nicht in einem Zimmer“. 5)

1) Perz II, 475. — 2) H, 480.

3) I, 91. — 4) I, 126 f.

5) Arndt, Wanderungen S. 218. Die bayrischen und darmhessischen Truppen hatten 1806 in Norddeutschland am meisten geplündert. Brede hatte in Dels in Schlesien das Silber des braunschweigischen Herzogs mitgenommen.

Als er einst seinen Freund Niebuhr mahnt, nach dem Evangelium dürfe man seinen Feind nicht hassen und der erwidert, Stein hasse ja auch einen ihm namhaft gemachten Feind, bricht Stein los: „Haß? nein, aber wenn ich ihm auf der Straße begegnete, würde ich ihm ins Gesicht speien“. <sup>1)</sup> Ein anderes Mal sagte Stein <sup>2)</sup> zu Bodenschwingh: „Ich hasse die Franzosen, soweit es christlich erlaubt ist zu hassen, das heißt, ich wollte, daß sie alle der Teufel holte“. Auf Bodenschwinghs Erwiderung: dies sei eine etwas weitgehende christliche Lizenz, entgegnete er: „Mag sein, ich kann mir nicht helfen“. <sup>3)</sup>

Demgegenüber ist nun aber auf die sittliche Treue und Kraft hinzuweisen, mit der er an sich, auch nach dieser Seite hin arbeitete. Daher auch sein weites Entgegenkommen und stillschweigendes Wiedergutmachen, wenn er sich bewußt war, jemanden verletzt zu haben. Man wird auch sagen dürfen, daß es gerade sein starkes sittliches Empfinden war, das zumeist in den Zornausbrüchen zutage trat. Arndt berichtet davon: <sup>4)</sup> Er war seiner „Sturmwindnatur“ und Jähzorns und „daß es dann mit ihm durchgehen könne, sich wohl bewußt und klagte sich dann zuweilen wohl über Gebühr an, wie es dann seine Natur war, als ein wahrhaft demütiger und rechtschaffener Mann seine Fehler nicht nur anzuerkennen, sondern auch wieder gut zu machen“. Er sagte mir: „Glauben Sie mir, der Mensch soll mit seiner Natur nimmer prahlen, wir sind, wie D. Luther sagt, alle arme Sünder. Aus mir hätte ein Bösewicht werden können, hätte eine fromme Mutter und noch frommere ältere Schwester meinen Knaben- und Jünglingsjahren nicht Zügel angelegt.“

Bekannt ist sein heftiger Zusammenstoß mit dem Großherzog Karl August von Weimar. <sup>5)</sup> Der Herzog erzählte anstößige Geschichten und wandte sich zum Schluß an Stein: „Sie haben auch wohl nicht immer wie Joseph gelebt“. Da Stein: „Wenn das wäre, so ginge es niemand etwas an, aber immer habe ich Abscheu vor schmutzigen Geschichten gehabt und halte es nicht für passend, daß ein deutscher Fürst solches vor jungen Offizieren so ausführe“. Der Herzog verstummte, es war eine

<sup>1)</sup> Perz II, 480. — <sup>2)</sup> II, 861.

<sup>3)</sup> Arndt, Wanderungen S. 111. — <sup>4)</sup> Wanderungen S. 63.

<sup>5)</sup> Wanderungen S. 232.

Totenstille. Nach einigen Minuten fuhr der Herzog mit der Hand über das Gesicht und setzte die Unterhaltung, als sei nichts vorgefallen, fort.

Weniger bekannt ist, wie er einem vornehmen Russen, der einen Unschuldigen als Richter zum Tode verurteilt hatte, zurief: „Pfui, Herr Graf, pfui, pfui, Herr Graf“. <sup>1)</sup> Nach diesen Worten ging er, ohne weiter mit ihm zu reden, die Hände auf dem Rücken im Zimmer auf und ab, bis jener schweigend verschwand. So war es bei ihm keine Redensart, wenn er „religiöse Sittlichkeit“ zu rühmen pflegte. „In großen Situationen,“ sagte er einmal, <sup>2)</sup> „entscheidet Charakter mehr als Geist und Wissen“, und: <sup>3)</sup> „Mir schien es immer das sicherste Mittel, um eine Sache gelingen zu machen, damit anzufangen, daß man sich selbst vergift und nur der Sache lebt“.

Dennoch fand er nicht in seinem untadeligen Leben seinen Trost und Halt im Leiden und zuletzt auch nicht in seinem Sterben, sondern wußte einen bessern Tröster. Darum konnte er auch andere trösten mit dem Troste, womit er selbst getröstet war. Einem Vater, der einen Sohn verloren hatte, schrieb er: <sup>4)</sup> „Suchen Sie, mein tiefgebeugter Freund, Trost bei dem, der allen denen Erquickung verspricht, die mühselig und beladen sind; suchen Sie es durch das Gebet, dessen Kraft uns das seinige am Ölberge lehrte, und zugleich das, was wir bitten sollen: nicht mein, sondern dein Wille geschehe“. Ein ander Mal: <sup>5)</sup> „An jedem Herzen nagt Gram und Kummer verschiedener Art und Größe. Jeder bedarf der Tröstungen der Religion, des Blicks nach der Heimat, um in seinem Innern Frieden zu erhalten, den ihm der nicht versagt, von dem alle Kraft ausgeht, wenn er in Demut angefleht wird“. Er hielt sich dabei auch gern an das Gesangbuch, das so überreich gerade an Trostliedern ist.

Die Beschwerden und Entbehrungen des Alters empfand er schmerzlich. Oft stößt man in seinen Briefen auf Äußerungen wie die: <sup>6)</sup> „Von allen Beschwerlichkeiten des Alters ist die empfindlichste das Verschwinden der Zeitgenossen, unter ihnen der Freunde der Jugend, der Gefährten unsrer Tätigkeit, die uns

<sup>1)</sup> Pertz II, 613. — <sup>2)</sup> II, 715. — <sup>3)</sup> II, 558.

<sup>4)</sup> II, 514. — <sup>5)</sup> II, 559. — <sup>6)</sup> II, 556.

mit Liebe und Teilnahme umgeben. Statt ihrer stehen wir unter einem uns fremden Geschlecht, uns unverständlich, und wir ihnen, isoliert, freunde- und freudenlos. Weislich und liebend hat eine väterliche Vorsehung dieses veranstaltet für uns, die Wandernden, der Erde Fremdlinge. Sie löst die Bande, so uns an das Irdische fesseln; es entsteht Lebensmüdigkeit, Sehnsucht nach dem bessern Zustande, wo wir erkennen werden, welches da ist die Hoffnung unseres Berufs und der Reichtum seines herrlichen Erbes an seinen Heiligen. Verzeihen Sie den ernsthaften Ton dieses Briefes, den homiletischen.“<sup>1)</sup> Seine „Sehnsucht nach der Heimat“ wurde mit zunehmendem Alter immer größer:<sup>2)</sup> „Meine Kräfte, sagte er, sind verzehrt durch Leben, Krankheiten, Gram, ich erwarte mit Freudigkeit ein nahes Ende, das zu einer edleren Bestimmung als das irdische führt“. „Der Heimgang in das bessere Leben ist mir willkommen“.<sup>3)</sup> Dem Arzte sagte er in einer Krankheit:<sup>4)</sup> „Gerade so viel will ich Ihnen folgen, daß man mir nicht vorwerfe, ich sei ein Selbstmörder, mehr nicht. Denn wenn Gott über mich verfügt, so ist's mir recht.“ Die kleinlichen Sorgen des täglichen Lebens machten ihn wohl ungeduldig; dagegen blieb die Freude an den Schönheiten der Natur. Oft verglich er ihr stilles, wohltätiges Walten mit dem wilden Treiben der Menschen. Solche Betrachtungen schloß er gern etwa mit den Worten:<sup>5)</sup> „Ich wollte, ich wär heraus“. Seiner Frau, deren Tod (1819) ihn tief ergriff, gab er die Grabinschrift:<sup>6)</sup> „Christus ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn“. Als es mit ihm zum Sterben ging, stand der Pastor von Lünen an seinem Lager. Er bekannte sich als „ein armer Sünder“.<sup>7)</sup> Es war ein merkwürdiger Zug, der seine sterbliche Hülle von Kappenberg durch die geliebte Grafschaft Mark nach Nassau hin geleitete. An den Grenzen der Kirchspiele standen die Pfarrer mit ihren Gemeinden, ihn durch ihr Gebiet zum nächsten Kirchspiele zu geleiten,<sup>8)</sup> ein Zeugnis dafür, daß ein Großer der Erde nicht bloß, sondern auch ein Großer im Reiche Gottes geschieden war.

Er war auch ein Großer der Erde, einer der größten, d. h. der selbstlosesten Menschen: sein Name ist in die Annalen

<sup>1)</sup> Vgl. dazu Pertz II, 603. 628. — <sup>2)</sup> II, 350. — <sup>3)</sup> II, 744.

<sup>4)</sup> II, 787. — <sup>5)</sup> II, 870. — <sup>6)</sup> II, 432. — <sup>7)</sup> II, 875. — <sup>8)</sup> II, 880.

des deutschen Volkes für alle Zeiten eingeschrieben. Davon ist hier nichts gesagt. Denn das ist's nicht, das ihm den Stein im Predigerseminar verschafft hat. Wollte man ihm ein Denkmal setzen, entsprechend seiner politischen und nationalen Bedeutung, so müßte man ihm einen Berg auftürmen, der weit in die Lande hinauschaute. Aber nun ist's ein schlichter, einfacher Stein — jener Denkstein im Predigerseminar zu Soest. Und besser als hohe Berge bezeichnet er die Schlichtheit und Wahrhaftigkeit seines Wesens. Und daß er gerade in jenem Klosterhofe steht, bedeutet: das größte und tiefste an ihm war seine schlichte, tiefe Frömmigkeit, war der Glaube, der sein Herz erfüllte, sein Leben heiligte und ihn selig heimführte, — Der Glaube an den Gekreuzigten und Auferstandenen, durch dessen Gnade allein wir gerecht werden“. <sup>1)</sup> Wahrlich, die evangelische Kirche Westfalens hat alle Ursache, unter den größten Namen, die in ihrer Geschichte verzeichnet stehen, niemals erbleichen zu lassen den des Freiherrn vom Stein.

---

<sup>1)</sup> Meinecke, Protestantismus am Ende des 19. Jahrh., S. 418.